Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 1

Artikel: So weit ich mich zurückerinnere, wollte ich Schauspielerin werden
Autor: Müller, Elisabeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073170

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So weit ich mich zurückerinnere, wollte ich Schauspielerin werden

VON ELISABETH MÜLLER

Die Verfasserin in Hollywood

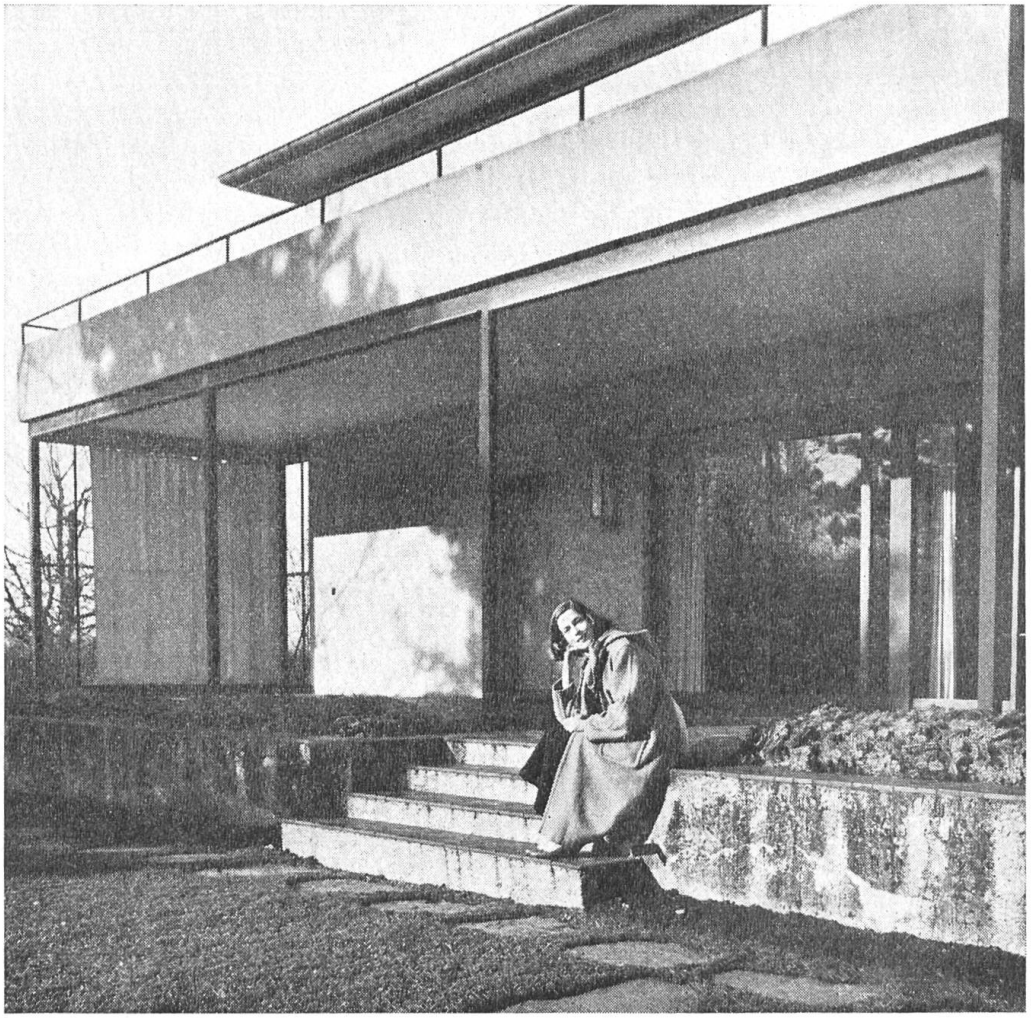
Mein Elternhaus steht in Basel auf dem Bruderholz. Man hat von dort einen schönen Blick über die Stadt bis zum Münster und zum Rhein und sieht in der Ferne den Schwarzwald. Das Tram braucht nur zehn Minuten bis zum Zentrum der Stadt, unsere Haltestelle heißt die Wolfsschlucht. Als meine Schwester und ich das unserer Großmutter erzählten, ich war etwa sieben Jahre alt, sagte sie uns, wir müßten immer Pfeffer mitnehmen, um ihn den wilden Tieren, die uns dort begegnen könnten, in die Augen zu streuen. Wir freuten uns, daß wir an einem so gefährlichen Ort wohnten.

Meine Eltern hatten schon immer eine große Liebe für die Kunst. Sie fingen sehr früh an moderne, sogenannte abstrakte Bilder zu sammeln, die wir Kinder sehr gern hatten. Wir gaben ihnen die schönsten Namen, gerade, was uns dazu so einfiel. Aber auch die Musik wurde gepflegt und so weilten oft Musiker bei uns zu Gast. Selbstverständlich wurden diese Besucher von meiner Schwester und mir immer ein-

gehend besprochen und zum Teil sehr angeschwärmt. Mir gefiel einmal besonders der ungarische Bratschist Koromzay, den ich einfach wunderschön fand. Ich war aber so schüchtern, daß er mich beim Essen am Tisch nur anzusehen brauchte, und ich wurde über und über rot. Wenn er mich etwas fragte, versank ich in ein Meer von Verlegenheit, ließ als letzte Rettung schnell meinen Serviettenring fallen und verschwand dann unter dem Tisch, um ihn umständlich aufzuheben. Damit war ich einer Antwort enthoben. Koromzay hat es dann nach einigen Versuchen aufgegeben, mit mir Konversation zu treiben.

Einen großen Eindruck machte auch Bela Bartòk auf mich, wenn er bei uns zu Gast war. Sein schöner Kopf mit den weißen Haaren, die herrlichen Augen und seine zierliche, aufrechte und immer sorgfältig bekleidete Gestalt flößten mir eine tiefe Ehrfurcht ein. Seine Frau, die ihn oft begleitete, war sehr klein und hatte wunderbare lange Haare. Wenn er zu spät zum Frühstück kam und dann entschuldigend sagte, er hätte seiner Frau noch die Haare gekämmt, erfüllte mich das mit andächtigem Staunen.

Mein Vater war Professor der Zahnheilkunde an der Universität in Basel. Daneben führte er eine große Privatpraxis. Es gibt wohl kaum einen gütigeren und lieberen Menschen, als er es war. Trotz seiner vielen Arbeit fand er immer Zeit für uns und zeigte auch volles Verständnis für unsere Schulsorgen. Ich bin zwar eine brave Schülerin gewesen, aber der Sportunterricht war mir einfach verhaßt. Und so kam es immer wieder vor, daß er mir eine Entschuldigung schrieb, in der es hieß, daß seine Tochter wegen Erkältungsgefahr am Sportunterricht nicht teilnehmen könne. Wie dankbar war ich ihm dann für den freien Nachmittag. Er hatte als Student selber leidenschaftlich gerne Theater gespielt. Er konnte den ganzen Wallenstein auswendig und sagte oft beim Mittagessen lange Teile daraus auf. Aber sein Prunkstück waren «Die Füße im



Elisabeth Müller vor ihrem Heim in Basel

Feuer» von Conrad Ferdinand Meyer. So verstand er meine Neigung zum Theater.

So lange ich mich erinnern kann, wollte ich Schauspielerin werden. Wie dieser Wunsch entstanden ist, weiß ich nicht. Allerdings gab es schon Theaterblut in der Familie. Die Schwester meiner Mutter ist die bekannte Schauspielerin Ellen Widmann und ihr Mann war der verstorbene Adolf Manz. Sie beide sollten später meine Lehrer werden. Aber zu meiner Kinderzeit lebten sie in Deutschland und ich sah sie recht selten.

Schon in meinen ersten Schuljahren fand ich es schön, etwas vorzulesen. Meine Schwester und ich verbrachten unsere Ferien oft in Burgdorf bei unseren Großeltern. Mein Großvater war Redaktor am dortigen Tagblatt und brachte oft auf langen Zetteln die Zivilstandsnachrichten nach Hause. Die mußten ihm dann vorgelesen werden und er brachte die Korrekturen an. Dieses Amt durfte nun jeweils ich übernehmen. Ich weiß noch gut, wie ich mich immer auf den Augenblick freute, wenn mein Großvater nach dem Mittagessen aufstand, den Bleistift spitzte, die langen Blätter holte und mir das Zeichen zum Anfangen gab.

Meine Eltern erlaubten uns oft das Basler Stadttheater zu besuchen. So lernten wir schon in den ersten Schuljahren die Zauberflöte kennen und lieben. Aber auch das Weihnachtsmärchen bedeutete uns jedes Jahr ein großes Ereignis. Ein Schauspieler begeisterte uns besonders, und eines Tages – wir waren etwa acht und zehn Jahre alt – schrieben wir ihm einen Brief und luden ihn ein, uns zu besuchen. Wir würden ihm dann auf unserem Puppenkochherd etwas kochen.

Er kam tatsächlich, was ich noch heute sehr reizend von ihm finde. Wir waren jedoch so übernommen von seiner Gegenwart, daß wir nicht wagten uns zu bewegen oder gar zu reden. Meine Mutter mußte das dann übernehmen.

Meine ersten starken Theatereindrücke vermittelte mir aber das Schauspielhaus in Zürich. Meine Tante war nach Ausbruch des Krieges mit ihrem Mann und ihrem Sohn dorthin übersiedelt; wir durften sie hin und wieder besuchen und saßen dann abends so oft wie möglich im Schauspielhaus. Das waren unvergeßliche Erlebnisse, Maria Becker als Iphigenie, Leonhard Steckel als Richard III., seine Goldoni Inszenierungen und so vieles andere.

Ich war inzwischen 15 Jahre alt geworden, besuchte die Maturaabteilung der Töchterschule Basel, und noch immer gab es für mich nur eine Berufswahl. Allerdings hatte ich noch nicht den Mut gefunden, meinen Wunsch irgend jemandem zu gestehen, denn inzwischen hatten sich die ersten großen Zweifel an meiner Berufung gemeldet. Diese gaben mir schwer zu schaffen. Ich stellte vor dem Spiegel kritisch fest, daß ich mich gar nicht schön finden konnte und auch von meinem Talent war ich keineswegs überzeugt. Dennoch fing ich an, allerhand Rollen zu lernen und nachts floß öfters eine Träne ins Kopfkissen, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht nie auf einer Bühne stehen würde.

Meine Mutter machte diesem Zustand glücklicherweise ein Ende. Sie frug mich eines Tages ernstlich, was eigentlich mit mir los sei, und ich gestand ihr schließlich meine Wünsche und Ängste. Sie schlug mir vor, mich von erfahrenen Schauspielern prüfen zu lassen, um dann entweder meine Träume aufzugeben, oder aber ernsthaft auf das ersehnte Ziel los zu gehen. Das war ein guter Vorschlag. Als Experten wurden meine Tante, mein Onkel und Ernst Ginsberg gewählt.

Ich fing nun an zu überlegen, welche von meinen vielen Lieblingsrollen ich zum Vortragen auswählen sollte. Am besten gefiel mir die Abschiedsszene der Nora aus dem gleichnamigen Stück von Ibsen, dazu kamen die Hero aus «Des Meeres und der Liebe Wellen» und die «Jungfrau von Orleans». Die Prüfung fand in Zürich statt. Am Vormittag hörten mich mein Onkel und meine Tante an, ich war hin und her gerissen zwischen Hemmungen und Entschlossenheit, diese zu überwinden. Als ich zu Ende war, ergriff meine Tante das Telephon, rief meine Eltern an und sagte: «Die Elisabeth wird zum Theater gehen, da ist kein Zweifel.» Ich war überwältigt von Freude und Dankbarkeit.

Aber am Nachmittag mußte ich noch die Prüfung bei Ernst Ginsberg bestehen. Er wohnte damals an der Englisch-Viertel-Straße beim Hottingerplatz. Mein Cousin Christian Manz begleitete mich im Tram und wollte dann vor Ginsbergs Haus auf der Straße auf mich warten. Ich läutete und wurde in einen dunklen, kleinen Gang geführt, wo ich warten mußte. Schließlich öffnete sich eine Türe und Ginsberg kam mit zwei Damen heraus, einer ganz jungen und einer älteren, von denen er

sich verabschiedete. Wie ich gleich merkte, hatte dieses Mädchen ihm auch vorgesprochen und wie es schien, mit großem Erfolg, denn er war ganz begeistert. Da sank mein Mut noch ein bißchen mehr und ich dachte: «Oje, jetzt wirst du es schwer haben.»

Inzwischen war ich in ein winzig kleines Zimmer geführt worden. Es war fürchterlich heiß, draußen drohte ein Gewitter und es duftete, ich habe den Geruch heute noch in der Nase, stark nach Orangen. Vorläufig befand ich mich allein und ich war froh darüber, so konnte ich mich doch ein wenig fassen. Aber bald kam Ginsberg und setzte sich nur etwa drei Schritte von mir entfernt in eine Ecke und bat mich anzufangen. Ich tat das denn auch, aber der erste Teil ging sehr schlecht, ich war einfach viel zu aufgeregt und sah in einem Augenwinkel immer Ginsberg auf dem Kanapee sitzen, Ginsberg, den ich als Orest oder als Don Cesar kannte, also sozusagen als höheres Wesen, das wir angeschwärmt hatten. Kurz, die Ehrfurcht drückte mir fast die Kehle zu. Schließlich kam ich doch in Fahrt, und als ich fertig war, sagte er mir, ich sei zwar steif wie ein junger Rehbock und piepse wie ein Vogel, er fände mich aber dennoch begabt.

Mich erfüllte ein unbeschreibliches Glücksgefühl, aber zunächst ging es nun wieder in die Schule zurück. Ich saß in der zweitobersten Klasse vor der Maturität. In diesem Schuljahr ist es in Basel üblich, eine Aufführung zu machen, aus deren Erlös später die Maturareise bestritten wird. Unsere Wahl fiel auf Schillers «Braut von Messina». Ich hatte natürlich bald festgestellt, daß Isabella, die Mutter der unglückseligen Geschwister, am meisten Text zu sagen hatte, und so war meine Rollenwahl gleich getroffen. Sie wurde glücklicherweise von meinen Klassenkameradinnen gebilligt, und ich war begeistert von meiner Aufgabe. Die Aufführung fand mit viel Erfolg statt. Ob ich allerdings mit meinen 17 Jahren das tragische Schicksal dieser Frau überzeugend darstellen konnte, möchte ich ein wenig bezweifeln.

In den vielen Wochen, in denen wir mit unserer Deutschlehrerin das Stück einstudiert hatten, konnte ich für Fächer wie Mathematik, Physik oder Chemie kaum Interesse aufbringen, und die Anfangsworte der Isabella paßten gut auf meinen Besuch in diesen Schulstunden: «Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe». Das machte sich dann auch in meinem Zeugnis deutlich bemerkbar. Meine Eltern erlaubten mir daraufhin, die Schule zu verlassen. Ich verbrachte noch einige Monate in Genf und dann kam endlich der Augenblick, in dem ich mich meinem zukünftigen Beruf widmen konnte.

Inzwischen war in Zürich von Frau Huber-Oehmen, meinem Onkel und meiner Tante eine Theaterschule gegründet worden, und ich wurde als Schülerin aufgenommen. Meine Mutter reiste zuerst allein nach Zürich, um mir ein Quartier zu suchen. Sie wählte für mich ein Zimmer in einer Pension an der Plattenstraße. Die Wahl gefiel mir schon deshalb, weil im gleichen Haus Frau Therese Giehse wohnte und ich ihr ab und zu auf der Treppe begegnete. Sie kannte mich natürlich nicht, aber es gab mir das Gefühl, nun dem Theater schon viel näher gerückt zu sein.

Da ich die Schule ja noch nicht lange verlassen hatte, fiel es mir leicht, mich wieder an einen genauen Stundenplan zu gewöhnen. Der Unterricht begann morgens um 9 Uhr mit einer Stunde Gymnastik, und dann folgten Stimmbildung, Rollenstudium, Improvisationen. Frau Huber-Oehmen, sie ist noch heute als Lehrerin in Zürich tätig, gefiel mir mit ihrem ausdrucksvollen, klugen Gesicht, den schönen braunen Augen und ihrer hohen, aufrechten Gestalt sofort sehr gut. Ich habe während meiner ganzen Schulzeit gerne bei ihr gearbeitet. Sie machte uns – wir waren etwa sieben oder acht junge Leute – bald mit den Methoden des großen russischen Theaterpädagogen Stanislawski bekannt und arbeitete oft nach seinen Vorschlägen. Wir mußten versuchen die Übungen, die er seinen Schülern aufgibt, auszuführen. So beschreibt er zum Beispiel irgend eine Begebenheit, und die Schüler müssen sie dann mit ihren eigenen Worten und Ausdrucksmöglichkeiten darstellen. Wir bemühten uns oft um folgende, von Stanislawski vorgeschlagene, sehr dramatische Szene: Der Familienvater – ein Kassier – kommt abends mit seinem ganzen Kassenbestand nach Hause, den er hier in Ruhe abrechnen will. Er hat eine junge Frau und ein kleines Kind, und außerdem einen Bruder, der ein Halbidiot ist. An dem Abend nun sitzt dieser Bruder vor dem offenen Kaminfeuer, während er am Tisch das Geld zählt. Plötzlich ruft ihm seine Frau aus dem Nebenzimmer, er möchte doch sein Kind im Bad bewundern. Er steht auf und geht hinaus. Allein gelassen sieht

Da ich für mehrere Wochen im Spital liegen mußte, hatte ich Zeit zum Beobachten. Ich sah von meinem Fenster auf das große Hauptgebäude des Krankenhauses.
«Wo liegen wohl die Säle und wo die Einzelzimmer?» fragte ich mich. Von außen konnte man das nicht erkennen, denn die Anordnung der Fenster war durchwegs gleich. Dann half mir eine ganz einfache Beobachtung, die ich abends machte, dieses Problem eindeutig zu lösen. Welche?

Auflösung Seite 76

---

der Idiot all die Scheine auf dem Tisch liegen, denkt, die gäben ein schönes Feuer und wirft sie alle in die Flammen. Der Mann kommt zurück, sieht das Unglück, stürzt sich auf den Bruder. Durch den Lärm kommt die Frau hereingerannt, versucht aus den Flammen noch einige von den Banknoten zu retten, erinnert sich plötzlich an das Kind im Bad, läuft hinüber und muß dort feststellen, daß es inzwischen ertrunken ist.

Meine Tante unterrichtete uns in Stimmbildung und Sprache. Ihr habe ich es zu verdanken, daß man mich in Deutschland oft fragte, ob ich denn auch wirklich aus der Schweiz stamme, ich hätte doch so gar keinen Akzent. Mit ihrer Hilfe entwickelte sich auch meine Stimme erstaunlich, und noch heute nehme ich meine Zuflucht bei ihr, wenn ich fühle, daß ich eine «Überholung» nötig habe.

Sehr gerne hatte ich den Unterricht bei meinem Onkel Adolf Manz. Er gab Rollenstudium, und am schönsten war es, wenn er selber in einer Szene mitspielte. Da ging plötzlich alles viel leichter, und ich merkte, was für eine starke Hilfe ein guter Partner sein kann.

Der Unterricht fand im Keller eines Apartmenthauses am Zeltweg, in einem schönen großen Raum statt, der sich zu diesem Zweck vorzüglich eignete. Aber aus irgend welchen Gründen waren wir in diesem Haus nicht gut angeschrieben. Wir durften zum Beispiel nie den Haupteingang benützen, sondern mußten das Haus durch die Garage betreten. Das erbitterte uns natürlich sehr, und nach einiger Zeit wurde gar eine Sauna in dem gleichen Keller eingerichtet, so daß uns nur noch ein kleinerer Raum blieb, der oft genug noch vom finnischen Dampf vernebelt war. Natürlich mußte man auch sehr viel zu Hause üben, und zwar, um auch die Stimme zu bilden, laut. Das stellte für mich ein Problem dar, denn ich wohnte in einer ziemlich hellhörigen Pension. Ich beschloß jedoch, darauf keine Rücksicht nehmen zu können, denn schließlich hatte ich ja eine große Aufgabe! So übte ich fleißig und laut den Monolog der Jungfrau von Orleans, war aber dann doch einigermaßen betroffen, als mir eines Tages mein Nachbar – ein junger holländischer Graf – eine Ausgabe des Schillerschen Dramas auf den Tisch legte, in der alle Stellen angekreuzt waren, bei denen ich regelmäßig stecken blieb. Ich fand es nun doch an der Zeit, mich bei ihm zu entschuldigen, und es hat sich daraus sogar eine nette, langjährige Freundschaft entwickelt.

Etwa anderthalb Jahre später meldete ich mich mit mehreren anderen jungen Schauspielern zu einem Vorsprechen im Schauspielhaus Zürich an. Zum ersten Mal durften wir die Bühnentüre benützen und wurden zunächst in das Konversationszimmer geführt. Das ist der Raum, in dem sich die Schauspieler, die gerade nicht bei der Probe beschäftigt sind oder abends zwischen ihren Auftritten ein wenig Zeit haben, aufhalten. Hier saßen wir nun voll Lampenfieber und warteten bis unsere Namen aufgerufen wurden. Wir wußten, daß sich im Zuschauerraum unter anderen Direktor Wälterlin und Kurt Horwitz, der damals das Stadttheater Basel übernommen hatte, befanden. Endlich hörte ich meinen Namen, und da stand ich nun also endlich auf einer richtigen Bühne, allerdings ohne Kulissen, ohne Scheinwerfer, nur in einem kahlen Raum, erhellt von einem stimmungslosen Probenlicht. Aber ich kam gar nicht dazu, mir darüber Gedanken zu machen. Ich wußte bloß, daß der Stuhl, der da vor mir stand, mein Balkongeländer sein sollte und ich nun die Julia sprechen mußte. Ich kam nicht allzu weit, bald

ertönte eine Stimme: «Danke, genug, noch etwas anderes bitte!» und ich begann eine Szene aus einem Stück von Schnitzler. Dann war es vorbei und wir wurden nacheinander ins Büro gerufen. Mir wurde mitgeteilt, daß ich, wenn ich wollte, im Herbst mein erstes Engagement im Schauspielhaus Zürich antreten könne. Natürlich wollte ich – mit tausend Freuden – das erste Ziel war erreicht!

So stand ich also nun auf eigenen Beinen und suchte mir auch selber mein neues Quartier in Zürich – die Pensionen waren mir verleidet. Nach einigen mißglückten Versuchen fand ich ein möbliertes Zimmer an der Wilfriedstraße. Es lag für mich günstig, war groß und trotz den abgeschrägten Wänden recht freundlich. Es hatte nur, wie sich nach einiger Zeit zeigte, einen großen Fehler: es lag im dritten Stock, während sich das Telephon im Erdgeschoß befand. Natürlich bekam ich viele Anrufe. Davon merkte ich aber nichts, denn wie sich später herausstellte, drang nur etwa jeder sechste zu mir durch. Die Dame des Hauses war einfach zu bequem, um mich zum Telephon zu rufen und sagte dann jeweils bloß, ich wäre nicht zu Hause. So war ich froh, als ich nach einiger Zeit ein schönes Zimmer in einem stillen, gepflegten Einfamilienhaus an der Zollikerstraße fand.

Während der ersten Monate am Schauspielhaus mußte ich immer meinen ganzen Mut zusammennehmen, bis ich es wagte, zum Kassier hinauf zu gehen, um meine Gage abzuholen.

Am Gagentag war dort natürlich immer ein ziemliches Gedränge, und die Schauspieler warteten vor der Tür des Kassenraumes bis sie jeweils an die Reihe kamen. Für mich waren sie aber eben immer noch höhere, angeschwärmte Wesen, und aus lauter Angst, ihnen im Weg zu sein, traute ich mich gar nicht hineinzugehen. So wartete ich an diesen Tagen oft lang am Pfauen fünf Minuten vor Kassenschluß, wo ich dann sicher war, daß niemand mehr oben war. Dann lief ich schnell hinauf, denn auf mein erstes selbstverdientes Geld – ich bekam im ersten Jahr 360 Franken monatlich – wollte ich ja doch nicht verzichten.

Eines Tages saß ich mit meiner sehr bewunderten Kollegin Agnes Fink auf der Bank im kleinen Hof des Schauspielhauses. Plötzlich sagte sie zu mir: «Diesen Mann da drüben mußt du kennen lernen.» Ich sah einen etwas gedrungenen, klug und sympathisch aussehenden Herrn. Sie stellte mich ihm vor. Es war Heinz Hilpert, der bekannte Regisseur, der viele Jahre lang das Deutsche Theater in Berlin und gleichzeitig das Theater der Josefstadt in Wien geleitet hatte. Er hatte mich schon auf der Bühne gesehen und sagte mir gleich, daß ich in seiner nächsten Inszenierung spielen würde. Es handelte sich um die Uraufführung von Carl Zuckmayers «Des Teufels General». Ich bekam die schöne Rolle der Diddo Geiss, meine erste Hauptrolle. Ich faßte sofort großes Vertrauen zu Hilpert, der sehr geduldig, aber gründlich mit mir probte. Zum ersten Mal empfand ich keine Angst, auf die Probe zu gehen. Dazu kam, daß ich in Gustav Knuth einen hilfsbereiten, liebenswürdigen und zugleich mitreißenden Partner hatte. Das Stück wurde ein großer Erfolg; wir spielten es zu meiner Freude über fünfzigmal.

Mein erstes Theaterjahr war recht verheißungsvoll verlaufen. Ich hatte schöne Rollen bekommen und sogar schon in einem Film mitgemacht. Aber das zweite Jahr im Schauspielhaus brachte einen argen Rückschlag. Ich hatte viel weniger zu spielen und die Rollen waren zum Teil sehr klein. Da ich vom ersten Jahr her sehr verwöhnt war, übersah ich, daß das für eine junge Schauspielerin nichts außergewöhnliches ist, und ich war schrecklich deprimiert. Den absoluten Tiefstand meiner Karriere aber glaubte ich zu erkennen, als mir im «Peer Gynt» bloß die Rolle des ersten Mädchens im Hochzeitsbild zugeteilt wurde. Ich mußte bald feststellen, daß ich nur einen einzigen Satz zu sagen hatte, nämlich: «Hört wie die Geige über den See her schmettert», aber auch der sollte mir noch Schwierigkeiten genug bereiten. Wir, das heißt einige Paare, mußten einen norwegischen Volkstanz einstudieren. Da ich für solche Dinge nie sehr begabt war, machte mir das große Mühe. Jedesmal, wenn ich nun auf den Proben während des Tanzes meinen Satz sagen mußte, fiel ich restlos aus dem Takt und störte das ganze Bild. Den Regisseur ärgerte das natürlich, schließlich verlor er die Geduld, und gab den Satz kurzerhand einer andern Schauspielerin zu sprechen. Das schien mir nun ein schreckliches Unglück, denn ich sagte mir, wenn ich nicht einmal fähig bin einen einzigen Satz zu sagen, wie soll ich dann je beim Theater etwas werden können? Ich fand es sei das Beste, mich gleich nach einem anderen Beruf umzusehen und meldete mich mit traurigem Herzen bei einer Handelsschule

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Chum weidli!

Ein Blick auf das Wort *weidli,* läßt uns vermuten, es könnte von *Weide* abstammen; aber welcher Zusammenhang sollte zwischen *weidli,* schnell und einem *Weideplatz* bestehen?

In früherer Zeit hatte *Weide* die Bedeutung «sich aufmachen, um Nahrung zu suchen». Wer sich so auf die Nahrungssuche begab, war ein *Weidmann,* ob er Tiere jagte oder Fische fing. Auch *Waidling* stammt von *Weide* ab. Wiederum müssen wir an den alten Sinn von *Weide* denken, «zu Land oder zu Wasser auf Nahrungsgewinn ausgehen», dann erkennen wir, im *Weidling* den Kahn, in dem der Weidmann, hier der Fischer, seinem Berufe nachgeht. Der gewiegte Weidmann ist groß und stark; *weidelich,* von *Weide* abgeleitet hieß deshalb stattlich, so konnte man etwa von einem *weidelichen* Stier sprechen. Darüber hinaus aber verfügt der gute Jäger über Geistesgegenwart und Gewandtheit. *Weidlich* bekam deshalb auch den Sinn «behende, rasch», den Sinn, den es heute noch hat. «*Chum weidli!*» heißt demnach ursprünglich, «komm so rasch wie ein gewandter Jäger!»

Heute hat der Ausdruck *weidli* schon fast etwas Altertümelndes an sich, in der Stadt sagen wir eher: «Chum *gschwind!*» Die junge Generation ist auch hier resolut vorgegangen; bei ihr tönt es kurz: «Chum *schuß!*»

Johannes Honegger

an. Als ich dann aber nach einiger Zeit doch wieder eine hübsche Rolle bekam, wurden von mir schnell alle Kurse dort wieder abgesagt.

Eines aber war mir klar, ich durfte nicht in Zürich bleiben. Hier fand ich zu wenig Gelegenheit, wirklich Bühnenerfahrung zu bekommen, ich mußte versuchen, von einem kleineren Theater engagiert zu werden, an dem ich möglichst viele Hauptrollen würde spielen können. Hilpert war inzwischen lange wieder nach Deutschland gefahren. Doch er hatte mich nicht vergessen. Es war in Deutschland gerade die Zeit der Währungsreform, die so vielen Theatern den Lebensfaden abschnitt, und die auch mein Suchen nach einem Engagement erschwerte. Da bekam ich plötzlich eine Anfrage, ob ich zu seinem neugegründeten Ensemble gehören wolle, das er für das Stadttheater Konstanz, seine neue Intendanz, zusammenstelle.

Natürlich nahm ich das Angebot mit großer Freude an, und an einem heißen Sommertag stieg ich in Kreuzlingen aus dem Zug, um mein erstes Engagement im Ausland anzutreten. Am Bahnhof stand Hannes Schmidhauser, der damals auch zum Ensemble Hilperts gehörte, und der mir während unserer gemeinsamen Arbeit ein besonders lieber und hilfsbereiter Kollege wurde. Das bewies er auch gleich bei der ersten Begegnung. Da ich von dieser Notwendigkeit nichts gewußt hatte, besaß ich kein Visum, um über die Grenze zu gehen; am nächsten Tag sollten aber schon die Proben anfangen, und da mußte ich ja unter allen Umständen anwesend sein. Da packte mich Hannes kurzerhand mit samt Gepäck in seinen von einem Freund geliehenen Wagen und fuhr mit mir zur Grenze. Dort verhandelte er mit den Grenzwächtern. Sein fröhlicher Charme, vielleicht aber auch die Fußballbegeisterung der französischen, wie der schweizerischen Beamten (Hannes hatte kurz vorher als Star in einem Konstanzer Fußballspiel mitgemacht) bewirkten, daß wir weiterfahren durften.

Ich lebte nun zum erstenmal im Ausland. Es waren nicht mehr die wohlgeordneten Verhältnisse, die ich bis jetzt gewohnt gewesen war. Wir, das heißt, Hilpert, seine Frau und viele Mitglieder des Ensembles, fast alles junge Leute, wohnten in einem alten Hotel, das früher einmal ein Kloster gewesen war. Die Abende verbrachten wir oft in Hilperts Zimmer in drangvoller aber gemütlicher Enge, wo er uns

auf die anregendste Weise von den früheren Glanzzeiten des Deutschen Theaters erzählte, die Probenarbeit des nächsten Tages besprach, uns vorhielt, was wir noch zu lernen hatten, uns aber auch ermutigte und lobte, denn er hatte uns alle sehr ins Herz geschlossen.

In meinem Zimmer gab es weder Zentralheizung noch fließend Wasser, nur ein kleiner Ofen stand da und ich lernte nun, wie so etwas zu heizen ist. Gekocht wurde zumeist auf dem Boden auf einem elektrischen Kocher und dem Tisch wurden kurzerhand die Beine abgesägt, damit er ein bißchen moderner aussah. Wir arbeiteten viel, aber niemand so viel und mit so unermüdlicher Intensität wie Hilpert selber. Er machte viele der Inszenierungen selbst, und er, der gewohnt war mit den größten Schauspielern des deutschen Theaters zu arbeiten, ließ es sich nicht verdrießen, hier mit uns jungen Leuten bei den Anfangsgründen der Schauspielkunst wieder anzufangen. Er glaubte an uns, und damit half er uns am meisten. Wohl waren manche Aufführungen nicht großstadtreif, und erinnerten vielleicht noch zu sehr an die Schauspielschule, aber eines war sicher immer zu spüren, der Ernst, mit dem wir unser Bestes versuchten, und der Wille in unserer Kunst weiterzukommen. Und wenn so ein Schritt nach vorn gelungen war, konnte sich niemand so darüber freuen wie Hilpert selber. Meine schönste Rolle in Konstanz war die «Stella» von Goethe. Nach der Première sagte er mir: «Die Schauspielkunst ist ein langer Weg, und wenn du bis jetzt nur einige hundert Meter zurückgelegt hattest, so bist du heute Abend mit einem Sprung ein paar Kilometer weitergekommen» – und ich weiß nicht, wer von uns beiden sich mehr darüber gefreut hat.

Recht bald schon, zu Ende der ersten Spielzeit, stellte sich dann allerdings heraus, daß das Theater in finanzielle Schwierigkeiten geraten mußte. Es war das Jahr nach der Währungsreform, die Menschen konnten zum ersten Mal seit Jahren wieder gut und genug essen, sich neue Kleider kaufen und sonstige notwendige Anschaffungen machen, und nur wenige vermochten es, darüber hinaus noch Theaterkarten zu erstehen. Wir spielten oft vor halbleerem Haus. So griff Hilpert zu, als ihm die Intendanz des Göttinger-Theaters angeboten wurde, allerdings mit der Bedingung, daß er den größten Teil seines Konstanzer Ensembles mitnehmen konnte, wofür wir ihm natürlich sehr dankbar waren. Und so trafen wir uns denn alle mit neuem Tatendrang in dieser hübschen norddeutschen Universitätsstadt wieder.

Hier sollte ich nun auch ernsthaft mit dem Film in Berührung kommen. Einige unternehmungslustige Leute hatten dort nach dem Krieg ein schönes Filmatelier gebaut und zugleich eine Filmgesellschaft gegründet, die einige der besten deutschen Nachkriegsfilme produzierte. Ihr Leiter war Hans Abich, ein feiner, gebildeter Mann, der mit der üblichen Vorstellung eines Filmproduzenten nichts zu tun hat. Natürlich waren er und seine Mitarbeiter auch Abonnenten des Theaters, und so kam es, daß ich eines Tages einen Anruf bekam, ob ich Lust hätte Probeaufnahmen für eine hübsche Rolle in ihrem neuen Filmprojekt zu machen. Diese fielen nicht sehr günstig aus und der Verleiher – das ist der wichtige Mann –, der später den fertigen Film an die Kinos zu vermieten sucht und sich oft schon an den Produktionskosten beteiligt, wollte lieber eine andere Schauspielerin haben. Aber Hans Abich und Rolf Thiele, der Regisseur, setzten es durch, daß ich die Rolle bekam. Kurze Zeit darauf schloß ich einen Dreijahresvertrag mit einer Münchner Filmgesellschaft ab und meine Zeit am Göttinger Theater ging zu Ende.

Das Bavaria Filmgelände liegt etwas außerhalb Münchens, in dem Vorort Geiselgasteig. Es ist eine richtige kleine Stadt, deren Einfahrt von einer Barriere abgeschlossen ist, die sich nur für den hebt, der beweisen kann, daß er eben irgendwie zum Film gehört. Vor mir hob sie sich zum ersten Mal, als ich Probeaufnahmen zu meinem Film «Moselfahrt aus Liebeskummer» machen mußte. Die acht Aufnahmehallen liegen ziemlich weit verstreut auf dem großen, schönen, parkähnlichen Gelände. Dazwischen befinden sich in kleineren Häusern die Kopieranstalt, die Schneideräume, die Vorführungssäle, dann gibt es natürlich eine große Kantine, eine eigene Feuerwehr, die Werkstätten und selbstverständlich viele Büroräume.

Ich wurde nun zuerst einmal in einen der vielen Schminkräume gebracht, wo bereits ein Maskenbildner auf mich wartete. Das ist ein sehr wichtiger Mann beim Film – oft ist es auch ein weibliches Wesen –, denn es erfordert eine hohe Kunstfertigkeit, um für das unbestechliche Auge der Kamera zum Beispiel in Großaufnahmen einen Bart oder ein Haarstück

so zu kleben, daß niemand sagen kann, ob das nun echt oder «angepickt» ist.

Mir wurde nun zwar kein Bart angeklebt, aber auch für eine Frau ist es unendlich wichtig, einen geschickten Helfer zur Seite zu haben. Obwohl man ja lange von der meterdicken Stummfilmschminke abgekommen ist und heute besonders für den Farbenfilm nur noch hauchdünn geschminkt wird, kann ein guter Maskenbildner viele Mängel verdecken und das Vorteilhafte eines Gesichtes herausholen. Um das auszuprobieren, werden vor jedem Film Schminkaufnahmen gemacht. Selbstverständlich spielen auch Frisuren eine wichtige Rolle. Ich erinnere mich an einen Film, bei dem wir bis zum Abend vor dem ersten Drehtag mit der meinigen nicht zufrieden waren. Ich trug damals ganz kurze Haare und sollte ein romantisches junges Mädchen spielen, das sehr verträumt in die Welt schaut. Schließlich kamen wir darauf, daß der kurze Haarschnitt einfach nicht zum Charakter der Rolle passe und so beschlossen wir, meinen Haarschopf um ein beträchtliches zu verlängern. Am nächsten Morgen erschien ich vor der Kamera mit von der Friseuse geschickt angeklebten goldenen Haaren, die bis auf die Schultern fielen, und plötzlich war die Figur da, wie wir sie uns vorgestellt hatten.

Aber damals stand ich für die Probeaufnahmen zu «Moselfahrt» im Atelier und nicht nur zu Schminkproben, sondern es sollte sich herausstellen, ob ich mich für die Rolle überhaupt eigne. Ich mußte also etwas «bieten» und konnte nicht nur mein Gesicht hinhalten. Es war gerade noch in der Zeit meiner letzten Vorstellungen in Göttingen. Ich hatte am Vorabend die Hermione im «Wintermärchen» gespielt und mußte anschließend mit dem Nachtzug nach München fahren. Natürlich hoffte ich auf einen guten Schlaf, denn ich wollte doch ausgeruht vor der Kamera erscheinen. Aber leider wurde daraus nichts. Ich fuhr zwar in einem Schlafwagen. Im Bett unter mir jedoch lag eine junge Mutter mit ihrem etwa zweijährigen Kinde, das vom Eisenbahnfahren nicht viel zu halten schien, es schrie fast die ganze Nacht und wir kamen alle drei völlig erschöpft in München an.

Kaum war ich bei dem Maskenbildner, wurden mir zwei eng beschriebene Blätter in die Hand gedrückt, das war der Text, den ich für die in etwa einer Stunde stattfindende Probeaufnahmen lernen sollte. Es handelte sich um eine junge Frau, die ihren Mann durch einen Unglücksfall verloren hatte und nun mit ihrem etwa fünfjährigen Sohn noch einmal eine Reise an die Mosel macht, wo sie einst ihre sehr glückliche Hochzeitsreise verbrachte. Sie lebt ganz in der Vergangenheit und muß zuerst viele äußere und innere Hindernisse überbrükken, bis sie merkt, daß ein großer Teil des Lebens und eine neue Liebe noch vor ihr liegen. Bei der geprobten Szene ging es darum, daß sie ihren Buben, der sich verlaufen hat, nach vielen ausgestandenen Ängsten im Hotel wieder findet. Im Film spielte meinen Sohn dann der entzückende, begabte Oliver Grimm, aber für die Probeaufnahmen sollte mit einem anderen Kind ein Versuch gemacht werden, mit einem netten, recht stämmigen bayrischen Jungen, der offensichtlich noch nie etwas vom Film gehört hatte. Während ich nun versuchte, mich in meine mütterlichen Emotionen hineinzuleben und bei ihm auf einiges Echo hoffte, sah er mich nur völlig verständnislos und mitleidig an. Es war ihm offensichtlich unbegreiflich, worüber ich mich so aufregen konnte. Das brachte mich auch wieder aus der Stimmung und das Ganze war eine rechte Plage. Die Rolle habe ich aber dann doch bekommen.

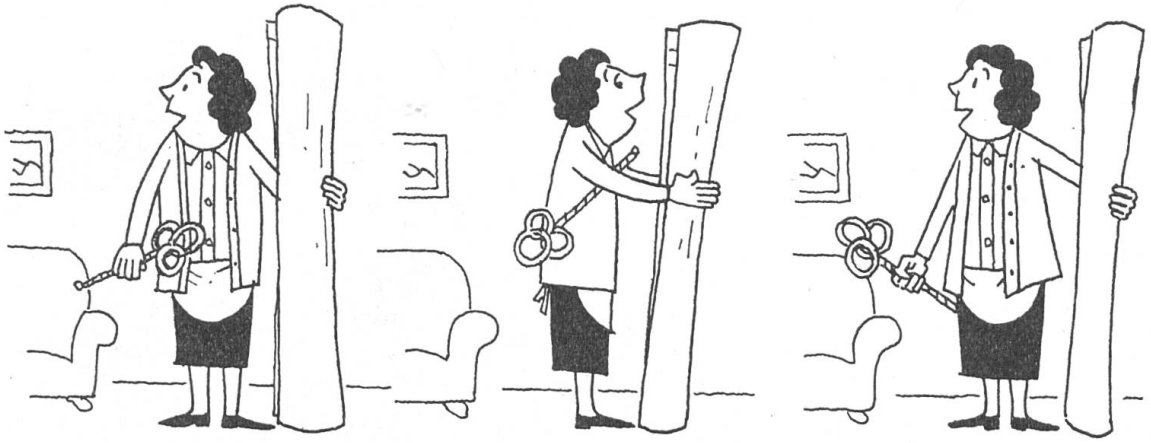
Nach der «Moselfahrt» habe ich noch verschiedene andere Filme in Deutschland gemacht, denn ich mußte ja meinen Dreijahresvertrag erfüllen. Mindestens ebenso viele wurden vorbereitet, besprochen und dann in letzter Minute doch nicht gedreht, oder mit jemand ganz anderem, wie das beim Film immer wieder vorkommt.

Besonders eine Geschichte ist mir da noch in lebhafter Erinnerung. Ich sollte in einem Film ein Mädchen spielen, das eine große Liebe zu Pferden hat und eine ausgezeichnete Reiterin ist. In zwei, drei Szenen im Drehbuch erscheint sie zu Pferd. Ich wurde sofort gefragt, ob ich reiten könne. Als ich ängstlich verneinte, hieß es, ja, dann lernen sie es eben. Als pflichtbewußte Filmschauspielerin sah ich ein, daß das nun wohl nötig sei, aber mir wurde sehr bang, denn ich habe Angst vor Pferden. In Zürich, wo ich damals lebte, erkundigte ich mich nach einem Reitlehrer, der möglichst sanft mit Mensch und Tier umgehen würde. Man empfahl mir Herrn S. und so meldete ich mich dann tapfer für die erste Stunde an. Eine Privatstunde natürlich, denn in eine Klasse voller pferdebegeisterter Leute hätte ich mich nicht gewagt! Glücklicherweise verstand Herr

S. alle meine Ängste, ja ein Psychologe hätte mich nicht besser behandeln können, nach der ersten Stunde versicherte er mir nämlich, daß ich eine ausgesprochene Begabung zum Reiten zeige. Nun hatte ich auch allerdings ein sehr liebes Pferd bekommen. Es hieß Fanny und stand dem Leben selber ängstlich gegenüber. Es mußte, wie man mir erzählte, mit seinem früheren Besitzer schlechte Erfahrungen gemacht haben und so war es sehr dankbar für nachsichtige Behandlung. Die allerdings fand es bei mir. Ich war so froh über sein sanftes Temperament, daß ich eine gewisse Gemächlichkeit seiner Fortbewegung gerne in Kauf nahm. Eine seiner Eigenschaften erwies sich jedoch als etwas hinderlich. Fanny war sehr eitel. In einer Ecke der Reithalle befindet sich ein großer Spiegel, damit die Schüler im Vorbeireiten ihre Haltung kontrollieren können. Fanny begnügte sich aber damit keineswegs,

Der kleine Familienfilm

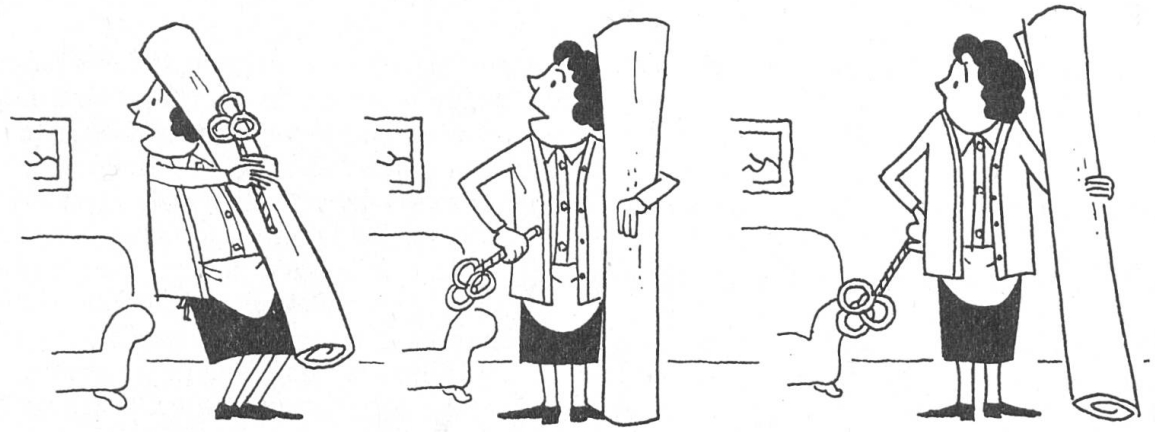
von Hans Moser



Sagt Mann, jetzt muss dieser Teppich endlich einmal geklopft werden, sogar wenn ich es selber tun muss.

Mir tut der Rücken jedesmal stundenlang weh, wenn ich diesen Teppich die Treppen hinunter geschleppt habe.

Ich hoffe nur, dass mir im Hausgang nicht Frau Benziger begegnet; ihr Mann klopft nämlich immer die Teppiche für sie.



Uh, uh, der Teppich wird jedesmal schwerer

Das letzte Mal glitt ich aus und fiel mit dem Teppich um.

Ja, wenn Du ihn unbedingt für mich hinuntertragen willst, so bin ich natürlich schon froh.

sondern blieb jedesmal mit Entschlossenheit vor seinem Ebenbild bewundernd stehen und war durch mein liebevolles Zureden kaum zum Weitergehen zu bewegen. Trotzdem machte ich ganz gute Fortschritte und fuhr getrost nach München, wo die Stunden fortgesetzt werden sollten.

Leider bekam ich dann dort einen sehr unwirschen Lehrer, der die Schüler nervös machte und die Pferde auch, besonders meines! Als sich einmal unversehens die Türe öffnete, machte es einen Riesensprung und schon lag ich am Boden. Ich tat mir nicht sehr weh, aber die Mitleidlosigkeit des Lehrers erbitterte mich doch und die Freude am Reitsport, die ich mir mühsam erarbeitet hatte, verlor sich im Augenblick. Von jetzt an quälte ich mich sehr, bis es endlich hieß, ich könne nun für den Film genug. Und darauf erfuhr ich, daß ich verschiedener Umstände halber die Rolle gar nicht spielen würde! Mich packte eine blinde Wut für alle die umsonst ausgestandenen Gefahren.

Bei fast jedem Film gibt es auch Außenaufnahmen. Sie werden von allen Produzenten in unserem Himmelsstrich wegen des unbeständigen Wetters sehr gefürchtet. Da jede Herstellungsstunde eines Films enorm viel kostet, sollte möglichst keine Minute unbenützt verstreichen. Deshalb verlieren die Schauspieler ihre Vorzugsstellung, sobald sich eine Filmgesellschaft ins Freie begibt, die Hauptrolle spielt nun die Sonne. Braucht man sie für eine Szene, und der Himmel hat sich bewölkt, dann sieht man den ganzen Aufnahmestab mit braunen Gläsern in den Himmel staunen, bis schließlich der Ruf ertönt: «Sie kommt für drei Minuten». Wehe, wenn dann ein Schauspieler nicht in der Stimmung ist, weil er vorher vielleicht zwei Stunden müßig herumsitzen mußte und vor lauter Langeweile angefangen hat Kreuzworträtsel zu lösen.

Einmal machte ich einen Film, der in Hinterindien spielte. Die Produktionsgesellschaft fand aber die Reise nach Indien viel zu teuer. So baute sie kurz entschlossen an der Havel in Berlin ein paar Eingeborenenhäuser, holte aus dem Zirkus zwei Elefanten. Einige irgendwie fremdländisch aussehende Studenten, so genau kam es nicht darauf an, wurden als Statisten engagiert. Im Hochsommer wäre das noch gegangen, aber in Berlin Mitte November Tropensonne herzuzaubern, ist doch etwas gewagt. Wenn ich in leichtester Bekleidung, mit dem Tropenhelm auf dem Kopf, mich laut Drehbuch vor Hitze kaum weiterschleppen konnte, dabei schlotterte und man den Hauch vor dem Munde sah, entbehrte das nicht einer ziemlichen Komik.

Du wirst aus Hollywood verlangt», ist in der Filmbranche ein stehender Witz, auf den natürlich niemand mehr hereinfällt. Und doch kommt manchmal so etwas vor. Als ich eines Tages von einer Reise zurückkehrte, stand meine ganze Familie in Basel am Bahnhof und rief mir zu: «Du, man hat aus Hollywood für dich angerufen!» Ich konnte es zuerst nicht glauben, aber kaum waren wir zu Hause, klingelte tatsächlich das Telephon und eine Stimme sagte: «Sie werden aus Beverly Hills verlangt.» Es meldete sich ein amerikanischer Filmagent, der den Auftrag hatte herauszufinden, ob ich überhaupt der englischen Sprache mächtig sei. Glücklicherweise hatte ich mein Englisch seit meiner Schulzeit nicht vergessen und ich konnte mich deshalb ganz gut mit ihm unterhalten. Daraufhin kündigte er mir an, daß mich in kurzer Zeit Henry Koster, der bekannte Filmregisseur, anrufen werde, der sich lebhaft für mich interessiere.

Das war etwa abends um acht Uhr. Ich traute mich natürlich kaum mehr vom Telephon wegzugehen, aber nichts ereignete sich. Um Mitternacht ging ich schließlich, erschöpft von der Aufregung, zu Bett. Ich konnte aber nicht schlafen, und tatsächlich, um zwei Uhr klingelte wieder das Telephon. Es war Henry Koster. Er sagte mir, er habe mein Bild in einer Filmzeitung gesehen und glaube, ich sei die richtige Schauspielerin für die Hauptrolle in seinem nächsten Film. Allerdings müßte ich dafür Probeaufnahmen machen; Metro Goldwyn Mayer würde mir die Reise im Flugzeug bezahlen und falls ich die Rolle nicht bekäme, einen dreiwöchigen Aufenthalt in Kalifornien dazu. Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte. Einerseits war ich von diesem Angebot natürlich begeistert, anderseits hatte ich große Bedenken vor einer durchaus möglichen beiderseitigen Enttäuschung, denn man kannte mich ja, wie gesagt, nur von einem einzigen Bild. Aber schließlich sagte ich mir, daß man eine solche Chance nicht ungenützt verstreichen lassen dürfe, und so befand ich mich bereits nach einer Woche in Kloten auf dem Flugplatz und wartete auf meinen Abflug nach Kopenhagen,

von wo es dann via Polar-Route direkt nach Los Angeles weiterging.

Schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft begannen die Probeaufnahmen. Ich wurde morgens um sechs Uhr im Hotel von einem großen Cadillac abgeholt und der Chauffeur erzählte mir, er habe früher immer nur Frau Garbo gefahren. Das Schwierigste an den Aufnahmen war für mich die Erlernung des englischen Textes in so kurzer Zeit. Es handelte sich um eine Szene, in der ich sehr viel reden mußte, zum Teil in Ausdrücken, die ich noch nie gehört hatte. Robert Taylor, der Star des zu drehenden Filmes, spielte bei meinen Probeaufnahmen selber mit, was ein Zeichen dafür ist, wie ernsthaft und diszipliniert in Amerika gearbeitet wird.

Auch meine Kleidung wurde für mich sorgfältig ausgesucht, und wir hatten eine vollständig fertige Dekoration mit allen Requisiten zu unserer Verfügung. Ich hatte auch schon meinen eigenen Garderoberaum im Studio selber. Natürlich gibt es ein ganzes Gebäude auf dem Metro-Gelände, das nur aus Garderoben besteht, von den kleinsten für die Nebendarsteller und den größten prächtigsten für den Star. Aber diese liegen von den Aufnahmehallen zu weit entfernt, um sie während der Arbeit benützen zu können. So hat jeder Hauptdarsteller seinen Garderobewagen, der ihn immer dorthin begleitet, wo gerade gedreht wird. Der Wagen ist mit einer Couch, einem Schminktisch, einem Schrank, einem kleinen Tisch, einem Sessel und sogar einem Radio ausgestattet.

Meine Probeaufnahmen nahmen zwei Tage in Anspruch. Und zwar war der erste Tag für sogenannte Make-up Tests reserviert, da wird nun ausprobiert, wie man am schönsten und vorteilhaftesten aussieht. So setzte mich an jenem Morgen der Garbo-Chauffeur vor dem Make-up Departement ab und rief mir noch ein herzliches «good luck» zu. Ich habe auch später bei der Arbeit gefunden, daß alle Angestellten des Studios, wenn sie einem nur ein paar Mal gesehen hatten, furchtbar nett waren und großen Anteil an einem nahmen. So kam zum Beispiel jeden Morgen, wenn ich ins Studio fuhr der Polizist, der gerade das Gelände bewachte zu meinem Wagen und sagte etwa: «Good morning Elisabeth, have a nice day.» – An jenem Morgen nun wurden mir als Erstes die Haare gewaschen, dann wurde ich geschminkt. Mein Schminkmeister hieß Charley Schramm, er war ein sehr höflicher, netter Mann, der mich auch später während des Films betreute. Er hatte seinen Schminkraum reizend ausgestattet, mit Bildern, Blumen und einem Radio. Außerdem hatte er einen zahmen Wellensittich, der ihm immer auf der Schulter saß und «give me a kiss» sagen konnte. Nachdem ich geschminkt war, wurde ich in die Abteilung für Frisuren geführt. Dort wurde mir ein sehr gut aussehender, eleganter, großer Herr vorgestellt. Es war Sidney Guilaroff, der berühmte Haarkünstler der Metro, der seit vielen Jahren die Frisuren für die großen Stars entwirft. Ich habe ihn nie anders als in einem dunklen Anzug mit silberner Krawatte gesehen, schon morgens um 7 Uhr erschien er so, dabei war er sehr charmant und liebenswürdig und natürlich ein großer Könner, wovon ich mich gleich selber überzeugen konnte. Nachdem ich fertig frisiert worden war, wurde ich endlich in die eigentliche Aufnahmehalle geführt. Dort stand der Kameramann mit seinen Assistenten und Beleuchtern schon bereit, ich wurde auf einen Drehstuhl gesetzt und von allen Seiten bald in schwarz/weiß, bald in Farben gefilmt. Der nächste Tag war für mich dann schon schwieriger. Da wurden zwei Szenen aus dem späteren Film aufgenommen, die ich am Abend vorher gelernt und probiert hatte, in der ersten hatte ich Taylor einen langen aufgeregten Vortrag über die Misere einer Flüchtlingsexistenz zu halten, und die zweite war eine ziemlich leidenschaftliche Liebesszene. Beide waren sehr schwierig und ich war so aufgeregt, daß ich einen ganz trockenen Mund bekam, und mein Englisch kaum über die Lippen kriegte. Aber irgendwie ging es dann doch, und am nächsten Tag rief mich der Präsident der Metro an, und gratulierte mir dazu, daß ich die Rolle bekommen hätte.

Nun fand ich etwas Zeit, mich in meiner neuen Umgebung umzusehen. Ich entdeckte bald, daß Hollywood nur ein Stadtteil von dem ungeheuer großen Los Angeles ist, und zwar einer, der seine guten Tage längst hinter sich hat. Die Häuser dort, viel zu schnell aus dem Boden geschossen, sind schon vielfach dem Verfall nahe und nur der Hollywood-Boule-

Foto: G. Abderhalden
Im siebenten Himmel

vard – die große Hauptstraße – erstrahlt abends noch in altem Lichterglanz. Dort liegen alle die großen Kinos, unter anderem auch das berühmte Chinese Gravman Theatre, wo die großen Stars ihre Hand- und Fußabdrücke hinterlassen haben. Dort finden noch heute große Premièren statt. Die erfolgreichen Leute aber haben inzwischen ihren Wohnsitz in prächtige Villen nach Beverley Hills verlegt, oder nach Pacific Palisades, das noch näher der Küste liegt und von wo aus man einen herrlichen Blick über den Pazifischen Ozean hat. Ich wohnte zunächst in dem riesigen, schrecklich teuren Beverley Hills Hotel. Es liegt in einem wunderbaren Palmengarten, hat natürlich sein eigenes Swimming-pool und im Souterrain eine richtige Ladenstraße. Aber schon nach kurzer Zeit konnte ich ein kleines Haus ganz für mich allein mieten. Es lag in einem der engen Täler, zwischen den kahlen Hügeln, die Los Angeles im Norden abschließen. Es war entzückend eingerichtet und gehörte der Privatsekretärin von Gene Kelly, die sich mit ihm gerade auf einer Europa-Tournée befand. Da ich es allein bewohnte, konnte ich es gut selber besorgen und alle 14 Tage kam eine Negerin, um meine Wäsche zu machen und zu putzen. Sie war sehr freundlich, willig und wollte unbedingt Gewicht verlieren. Das kam mir zu gut, denn sie ernährte sich nur von Milch und Obst. Gleich bei unserer Begegnung erzählte sie mir, wie schlecht es ihrem Manne ginge, der ohne Stellung sei. So gab ich ihr gleich den Vorschuß, um den sie mich bat. Allerdings war ich dann etwas erstaunt, als um fünf Uhr ein herrlicher, nagelneuer schwarzer Buick vorfuhr, aus dem mit strahlendem Lächeln ihr Mann stieg, mit dem sie darauf davon fuhr. Ich zog daraus den Schluß, daß es zum mindesten diesem kalifornischen Arbeitslosen immer noch ganz leidlich gehen müsse.

Inzwischen hatte ich natürlich schon viele Leute kennen gelernt, denn die Amerikaner sind ja von einer so echten herzlichen Freundschaft, daß man sich überall gleich willkommen fühlt. Im Hause Koster war ich schon beinahe zum Familienmitglied geworden. Ich durfte abends immer dort essen, was für mich eine große Erleichterung bedeutete. Frau Koster ist eine reizende, bildhübsche Amerikanerin. Sie war früher selber Filmschauspielerin, gab aber den Beruf auf Wunsch ihres Mannes nach der Heirat auf. Sie haben zwei sehr liebe Buben, die beide technisch unglaublich begabt sind. Auch bei der Arbeit fand ich sehr viel Hilfsbereitschaft und Kollegialität. Als ich am ersten Drehtag in meine Garderobe kam, fand ich sie voll der schönsten Blumen. Sie stammten zum Teil von meinen Bekannten, zum Teil aber auch von mir ganz fremden Leuten, die gehört hatten, daß ich heute meinen Film anfing und mir ein bißchen Mut machen wollten.

Sehr gut verstand ich mich mit meinem Partner Robert Taylor. Er zeigte nicht die geringsten Starallüren, war immer fröhlich, bescheiden und geduldig. Am liebsten erzählte er mir von seinem Flugzeug, mit dem er – er ist ein ganz ausgezeichneter Pilot – die schönsten Reisen macht, und von seinem Jagdhaus in den Bergen, wo er sich, wie er sagte, am wohlsten fühlt. Am Schluß des Filmes überreichte er mir eine von Hand gemachte Fischrute für meinen Vater, die er eigens für ihn hatte herstellen lassen, nachdem ich ihm erzählt hatte, daß mein Vater so gern Forellen fische.

Wie es sich für einen Schweizerbürger gehört, empfand ich natürlich auch bald Heimweh. Nun gab es ein Schweizerrestaurant mit einer richtigen Ländlerkapelle. Da fuhr ich denn manchmal hin und unterhielt mich mit den Wirtsleuten. Sie waren damals aus der Schweiz zur Weltausstellung nach San Francisco gefahren und sind dann in Kalifornien hängen geblieben. Obwohl es ihnen gut ging, hatten sie doch oft Sehnsucht nach der Schweiz und wünschten sich nur einmal wieder den Uetliberg zu sehen. Als ich dann wieder in die Schweiz zurückfuhr, wurde ich von ihnen sehr beneidet.

*

Natürlich bringt meine Arbeit außer den vielen Reisen auch eine beträchtliche Korrespondenz mit sich. Hauptsächlich sind es Bitten um Autogramme, die befriedigt werden müssen. Kürzlich erhielt ich von einem Mädchen einen Brief mit folgendem lakonischem Inhalt:

Bitte schicken Sie mir ein Autogramm, ich sammle nämlich auch solche Stars wie Sie es sind.

Sie wollte damit wohl sagen, daß ich zwar noch nicht zu den ganz Berühmten gehöre, aber immerhin sei es besser trotzdem ein Autogramm zu haben, man könne ja nie wissen, was noch kommt. Ich habe ihr schnell eines geschickt und will nun das Beste hoffen!